

Der Humus für die Heimholung

Von Peter Unfried (Interview)

Treffen sich drei Schwaben in San Francisco: Jürgen Klinsmann, Winfried Kretschmann und der taz-Chefreporter. Sie unterhalten sich über „Heimat“. Und bei diesem Wort, sagt der „Weltstar“ Klinsi („Stuttgarter Zeitung“), denke er sofort an Stuttgart. Jetzt weiß man also, wo der Humus für die Heimholung herkommt.

San Francisco/Kalifornien, Third Street, ein Sonntag im Herbst, ein Hotel gegenüber dem MoMA. Jürgen Klinsmann ist mit der Frühmaschine aus Los Angeles gekommen, Winfried Kretschmann ist schon seit zwei Tagen in der Stadt und auf dem Weg ins Silicon Valley. Die beiden treffen sich, um über den altmodischen, vergifteten Begriff „Heimat“ zu sprechen.

Herr Klinsmann, Sie wollten immer raus und die Welt kennenlernen, richtig?

Jürgen Klinsmann: Stimmt. Aber ich wollte auch immer gerne wieder heimkommen.

Die Heimat war Ihnen zu klein.

Klinsmann: Nein, zu klein war sie mir nicht, aber ich wollte einfach was anderes erleben. Ich wollte wissen: Wie spielt sich der Fußball in Italien ab, in England, in Frankreich? Meine Stationen als Spieler und auch als Trainer hatten mehr mit Neugier zu tun. Ich bin Schwabe durch und durch, und wenn ich das Wort „Heimat“ höre, dann denke ich sofort an Stuttgart. Aber je länger man an einem anderen Ort lebt, desto mehr fühlt man sich auch dieser Ecke zugehörig. Das ist bei mir Orange County.

Herr Kretschmann, Sie wollten nie weg aus Ihrer Heimat, nicht mal der Karriere wegen nach Berlin. Warum nicht?

Kretschmann: Ich habe einfach nicht den Drang. Ich habe nicht mal einen Reisedrang. Ich reise zwar relativ viel, aber von Amts wegen. Privat nur, weil meine Frau gerne reist.

Die große Welt lässt Sie kalt?

Kretschmann: Nein, überhaupt nicht. Nur dieses Reisen ist mir lästig. Ich lese lieber. Meine größten Abenteuer sind es, neue Philosophen kennenzulernen und zu verstehen. Derzeit beschäftige ich mich zum ersten Mal mit Friedrich Nietzsche. Bisher bin ich nie ein Freund von Nietzsche gewesen und habe ihn deshalb gemieden, aber jetzt lese ich ihn. Das sind wichtige Erfahrungen.

Wie wichtig ist Heimat als fester Ort?

Kretschmann: Der spielt für mich eine große Rolle. Dieses Ursprungsgefühl von Beheimatung habe ich, wenn ich wandern gehe. Dann botanisiere ich unwillkürlich.

Aha. Und was bedeutet das?

Kretschmann: Hier in Kalifornien renne ich herum und kenne keine einzige Pflanze. Da bekomme ich fast ein Gefühl von Ohnmacht, weil ich von einer schönen Landschaft umgeben bin und nicht weiß, was um mich herum ist. Dass ich die Pflanzen kenne, ist für mich als Biologe ganz wichtig. Deshalb reise ich nicht so gerne in ferne Länder. Andererseits bin ich überall in meiner Heimat, wenn ich in einen Gottesdienst gehe – weil ich den Ritus kenne.

Herr Klinsmann, Kalifornien ist nicht die Heimat derer, die zufällig hineingeboren wurden. Was ist, wodurch Sie sich zu Hause fühlen?

Klinsmann: Das Leben ist heute und morgen, und da gibt es kaum Schöneres als Kalifornien, wo es immer um „Tomorrow“ geht und um die Frage, was morgen ist. Jede Ecke in Kalifornien ist anders, aber das grundsätzliche Lebensgefühl ist: Mach dein Ding! Du musst dich nicht rechtfertigen für das, was du tust, und jeder gönnt dem anderen, dass er in dem, was er tut, Erfolg hat.

Ist das nicht ein Klischee?

Klinsmann: Nein. Aber natürlich hast du nicht die Sicherheiten, die wir in Deutschland haben, dieser Schatz an Dingen, die wir uns aus unserem Sozialverständnis heraus aufgebaut haben. Der Kalifornier muss im Risiko leben, der kann innerhalb von zwei Wochen gekündigt werden, und dann packt er halt Tüten ein im Supermarkt.

Der kalifornische Spirit, mit dem Jürgen Klinsmann die qualitative Erneuerung des DFB durchgezogen hat, irritiert in Deutschland einige noch heute. In der Politik ist das schwer vorstellbar, oder?

Kretschmann: Wir haben einfach keinen Hang zur Disruptivität.

Warum nicht?

Kretschmann: Das hat viel zu tun mit unserer Kultur und unseren Prägungen und Sicherheiten. Ich denke oft: Warum sind die Leute, die in der sichersten Region der Welt leben, so sicherheitssüchtig? Beispiel Brandschutz: Einerseits sorgt er für Sicherheit, andererseits macht er das Bauen teuer und kompliziert.

Sie sind auch nicht gerade für radikale Veränderungen bekannt.

Kretschmann: Ein wichtiger Grund für mich, ins Silicon Valley zu fahren, ist, diese Kultur zu verstehen. Aber sie einfach zu übernehmen, ist unmöglich – doch ich will den Spirit einatmen. Wenn wir nicht ein Stück unserer Fehlervermeidungskultur abbauen und mutiger werden, werden wir einfach überrannt. Ich sehe das an NRW oder dem Saarland, die als ehemalige Kohleländer heute noch Probleme haben.

Das Wort „Heimat“ gibt es nur im Deutschen. Es ist politisch umstritten und wird wie „Patriotismus“ oft den Reaktionären überlassen. In den USA ist Patriotismus positiv besetzt, auch Neil Young und Bruce Springsteen sind Patrioten.

Kretschmann: Wir haben eine andere Geschichte und ein gebrochenes Nationalverständnis wegen der Nazis. Weil das Nationale missbraucht wurde und zum Zivilisationsbruch geführt hat.

Jetzt schwenken wieder Nazis die bundesrepublikanische Fahne, bei der WM 2006 war das erstmals anders gewesen.

Kretschmann: 2006 war der Moment, wo es durch den Fußball in einer gewissen Weise ganz normal wurde, dass die Nationalflaggen wehten und ein Nationalgefühl auf sympathische, unaggressive und aufgeklärte Art gelebt wurde. Das war neu – und das völlige Gegenteil des alten Blut-und-Boden-Nationalismus. Ich dachte damals: Na, jetzt will ich mal sehen, ob das bleibt!

Hatten Sie als Bundestrainer damals einen Masterplan, der über das Sportliche hinausging, Herr Klinsmann?

Klinsmann: Wir haben alle daran gearbeitet, dass die WM dieses neue Bild von uns weltweit transportiert, aber das war halt unser Wunschdenken, bevor es losging. Am ersten Tag der WM hat es noch geregnet, aber dann kam die Sonne und ging nicht mehr weg. Und die deutschen Fans hatten Feingefühl: Wir zeigen jetzt mal, wie offen wir sind, wie multikulturell. Egal wo ich danach hinge reist bin, sagten die Leute zu mir: Das ist ja ein ganz anderes Deutschland!

Warum ist das wieder verschwunden?

Kretschmann: Erst sind nur die Fahnen verschwunden, aber jetzt ist das Gefühl verschwunden, und wir sind in einem völlig anderen Diskurs. Die Leichtigkeit ist weg, die Zeichen stehen auf Ausgrenzung, es findet eine erbitterte öffentliche Auseinandersetzung statt: Hier eine aufgeklärte, offene Form des Patriotismus, dort kommen wieder nationalistische Züge zurück – aber nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa und in den USA.

„Heimat“ wird von Antiliberalen immer ausgrenzend definiert.

Kretschmann: Es gab zwei Einschnitte, die Vertrauen in staatliches Handeln untergraben haben. Der erste ist die Finanzkrise und die Erkenntnis, dass die Welt an den Rand einer wirtschaftlichen Katastrophe kommen kann. Der zweite ist die Flüchtlingslage von 2015. Es existieren diffuse Ängste auch dort, wo es objektiv dafür keinen Grund gibt, und jetzt tauchen Selbstvergewisserungsdiskurse auf, Identitätsfragen. Jetzt haben wir von rechts massive Ansagen für homogene und gegen plurale Gesellschaften. Das ist ein enormer Angriff. Deshalb taucht auch die Frage nach Heimat auf: Wer sind wir?

Ihre Antwort?

Kretschmann: Lokalpatriot, Schwabe, Deutscher, Europäer, Weltbürger – das hängt von den unterschiedlichen Lebenssituationen ab. Das größte Problem zurzeit ist die europäische Krise, weil wir mit unseren Werten nur als Europäer in den großen Fragen eine Rolle spielen können und nicht mehr national. Deshalb ist die Frage: Wie ordnen wir uns als Nation in einen europäischen Zusammenhang ein? Dass wir europäisch denken, ist jetzt von entscheidender Bedeutung.

Der vorliegende Text ist die gekürzte Fassung eines Interviews, das in der November-Ausgabe des „Rolling-Stone“ erscheint. In voller Länge auch auf der Seite des Staatsministeriums.

<https://stm.baden-wuerttemberg.de/de/ministerium/ministerpraesident/interviews-reden-und-regierungserklaerungen/interview/pid/wer-sind-wir/>

Anmerkung Kontext:

„Gefährlicher Unsinn“

Das Bild des „Sommermärchens“, wie die Fußball-WM 2006 gerne verklärt wird, hält einer kritischen Betrachtung nicht stand: In der Langzeitstudie „Deutsche Zustände“ ist eine Forschungsgruppe um den Bielefelder Erziehungswissenschaftler Wilhelm Heitmeyer schon vor einigen Jahren zu dem Ergebnis gekommen, dass es rund um die WM zu einer Zunahme „gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit“ kam – kurz, zu einer Zunahme von Rassismus, Fremdenfeindlichkeit, Homophobie etc. In der von 2001 bis 2011 durchgeführten Studie erscheint die WM eher als Vorgeschichte des heutigen Zustands, dass AfDler und Pegida-Anhänger ganz unverkrampft neben Nazi-Kadern stehen können. Heitmeyer selbst bezeichnete schon 2006 die These, Deutschland habe durch die WM zu einem „toleranten Patriotismus“ gefunden, als „gefährlichen Unsinn, ein Stück Volksverdummung“. (os)

<https://www.sueddeutsche.de/kultur/studie-zur-fussballweltmeisterschaft-fussballtaumel-und-fremdenfeindlichkeit-1.893255>